

Sonntagsblatt

Der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Ciesme-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 38

Wiesbaden, den 15. August 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Monatskalendar

Sonntag, 15. August:	Maria Himmelfahrt
Montag, 16. August:	Augustus
Dienstag, 17. August:	Emilie
Mittwoch, 18. August:	Selena
Donnerstag, 19. August:	Sebaldu
Freitag, 20. August:	Bernhard
Sonntag, 21. August:	Joh. Fr.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten. Evang. des hl. Lukas 10, 23-37.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzesgelehrter trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet: in das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich gerecht zeigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von

Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Öl und Wein in seine Wunden und verband sie; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber auswendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Geh hin und tu desgleichen!

Unsere Königin

Maria Himmelfahrt! Nicht an ein schmerzliches Krankenlager mit langem Siechtum denken wir heute, sondern an einen schmerzlosen, seligen Heimgang. Das, was Gott mit den anderen Menschen vorhat, wenn er sie vor ihrem Tode noch einmal in eine strenge Kur nimmt, um noch möglichst viel Schuld abzutragen und die Seele von den letzten Schläfen zu reinigen, war bei Maria unnötig. Sie brauchte nichts abzuhäuten, nichts gut zu machen. So blieb sie also von den Folgen der Erbsünde auch bei ihrem Tode bewahrt. Sie starb vor Liebe und Sehnsucht, vor himmlischem Heimweh nach ihrem göttlichen Sohne. Und sofort beginnt ihre Verherrlichung: Als Königin zieht sie ein in die himmlischen Wohnungen und nimmt Besitz von dem Throne, den ihr die heiligste Dreifaltigkeit anweist.

Als Königin thront Maria im Himmel und läßt nun schon seit fast zweitausend Jahren ihr Amt aus. Hat sie ihr Amt treu verwaltet? Hat sie ihre Pflichten als Königin erfüllt? — Bei der kirchlichen Weihe einer weltlichen Königin muß die Königin in Gegenwart des Bischofs und des ganzen Volkes feierlich versprechen, daß sie sein wolle 1. eine Verteidigerin des Glaubens und der Kirche, 2. barmherzig und mitleidig gegen Arme, Witwen und Waisen, 3. huldvoll und herablassend gegen jedermann. Sehen wir zu, wie gewissenhaft Maria diese drei Pflichten erfüllt hat.

1. Maria, die Hilfe der Christen! Das ist der Titel, den ihr der Papst gegeben hat, als sie als hohe Schutzherrin und Verteidigerin des Glaubens auftrat, da die Christenheit vor der Gefahr stand, von den Feinden des Glaubens überrannt und vernichtet zu werden. Seitdem die Türken am 29. Mai des Jahres 1453 die Hauptstadt des Christentums im Osten erobert und auf der Hagia Sophia den Halbmond aufgepflanzt hatten, waren die Türken der abendländischen Christenheit zu einer unmittelbaren Gefahr geworden. Denn sie dachten keineswegs daran, sich mit der Eroberung Konstantinopels zu begnügen. Ihr Sinn ging

dahin, in ganz Europa dem Halbmond zum Siege zu verhelfen. Eine Stadt nach der andern fiel in ihre Hand. Auch zur See rückten sie immer weiter vor. Die christlichen Seefahrer verteidigten sich zwar mit Heldenmut, mußten aber der Uebermacht und dem Fanatismus der Osmanen weichen. Am 7. Oktober 1571 fand sich eine türkische und eine christliche Flotte bei Lepanto gegenüber. Die christliche Flotte befehligte der edle Johann von Oesterreich, ein sympathischer Held von 24 Jahren. Es war die größte Flotte, die seit den Tagen des Oktavian und Antonius gegen den Osten aufbrach. Ueber 300 Schiffe und über 80 000 Mann folgten der heiligen Standarte, auf der Christus in himmelblauer Felde dargestellt war. Es war ein Samstag, der Tag der Muttergottes. Die Schlachtreihe der Christen war drei englische Meilen lang. Vor dem Angriff feuerte Johann die Soldaten mit den Worten an: „Ihr seid gekommen, die Schlacht des Kreuzes zu schlagen, zu siegen oder zu sterben. Wäget ihr aber siegen oder sterben, tut heute eure Pflicht und erwerbet euch ruhmreiche Unsterblichkeit.“ Dann warf sich der junge Admiral auf die Kniee nieder zum Gebet um Sieg, und mit ihm betete das ganze Heer. Dann gab er das Zeichen zum Angriff. Es war die größte Seeschlacht der Neuzeit. Der Anfang war den Christen nicht günstig. Schon wich der linke Flügel, schon sanken acht Galeeren der Venezianer, schon drohte auf dem rechten Flügel Gefahr. Da erblickte Johann im Zentrum der feindlichen Flotte das Admiralschiff der Türken, auf dem das Banner des Sultans wehte. Zweimal ging Johann auf das Admiralschiff los, zweimal wurde er zurückgetrieben, das dritte Mal gelang ihm der Angriff. Mit Pascha fiel. Auf dem Türkenhelfer wurde die christliche Standarte aufgehängt. Viktoria erhob es auf Seite der Christen. Die Türken ergriffen die Flucht. Von 250 Galeeren entkamen nur 40, die anderen waren entweder versenkt oder erobert. 18 000 gefangene Christen, die an die Ruderbänke der türkischen Schiffe an-

geschmiedet waren, erhielten jetzt die Freiheit. Auf dem Admiralschiff der Türken allein wurden 170 000 Goldschekel erbeutet.

Kaum war der Sieg erkochten, als ein 24 Stunden dauernder Sturm mit Blitz und Donner losbrach. Es war, als ob der Himmel das Werk vollenden wollte. Papst Pius V. hatte wunderbarerweise während des Gebetes Kunde vom glücklichen Ausgange der Schlacht erhalten. Bei Beginn des Krieges hatte er Fasten und öffentliche Gebete vorgeschrieben, er selbst inständig um den Sieg gebetet. An Tage der Schlacht hielten die Rosenkranzbruderschaften zu Rom ihre feierlichen Wallfahrten und besonderen Andachten zur Erlangung des Sieges über die Ungläubigen. Der Papst war an demselben Tage in Arbeit mit den Kardinalen begriffen, als er plötzlich sie verließ, ein Fenster öffnete einige Augenblicke den Himmel schaute, das Fenster schloß und sprach: „Nun soll nicht mehr die Rede von Geschäften sein, nur Dankgebete sollen wir zum Himmel schicken für den Sieg, den Gott dem christlichen Heere soeben verliehen hat.“ Darauf verordnete er ein jährliches Fest unter dem Titel „Maria vom Siege“ und setzte in die lauretianische Litanei die Worte hinzu: „Hilfe der Christen.“

2. Hundert Jahre später machten die Türken zu Lande wieder gewaltige Anstrengungen, um das christliche Wendland dem Halbmond zuzuführen. Die Entscheidung fiel vor Wien im Jahre 1683, am 12. September, an einem Sonntag. Unermülich war die Bedeutung dieses Sieges für das christliche Europa. Alles schaute damals nach Wien, das unter demselben Hütdiger von Starhemberg 59 Tage lang gegen 300 000 Türken stand hielt. Das Hauptverdienst gebührt der Kirche und zwar zuerst dem Papste Innocenz XI., der alles tat, um die christlichen Fürsten zur Teilnahme am Kampfe zu veranlassen. Er bewog den Polenkönig Sobieski, ein Heer zum Entsatz Wiens zu schicken; er stellte den Beihuten aller Kirchengüter in Italien, 300 000 Taler, auf ein Jahr zur Verfügung. Großes Verdienst

gebührt weiter dem heiligmässigen Bischof Kolonitsch von Wiener-Neustadt, der an der Seite Starhemburgs ein rettender Engel der bedrängten Wiener war, und dem Feldprediger Kapuzinerpater Markus d'Aviano, der durch seine Predigten die Soldaten zum Mute entflammete, durch seinen Rat den Fürsten und Feldherren nützte und durch sein Gebet den Segen des Himmels auf die Waffen der Christen herabrief.

Die Schlacht auf den Katakunischen Feldern gegen die Hunnen (451) und die auf dem Lechfelde gegen die Ungarn (955) war nicht bedeutungsvoller als über die Türken bei Wien.

In Rom feierte man den Sieg in glänzender Weise. Das Fest Maria Namen, das der Papst anordnete, erinnert die Christen alle Jahre an den glorreichen Tag von Wien.

Im Jahre 1716 erhob Papst Clemens XI. das Fest Maria vom Siege bei Anlaß weiterer Siege über den Erzfeind der Christenheit zu einem allgemeinen Feste der ganzen Kirche. Ausdrücklich sagte der Papst, das Fest bezwecke, „die Herzen der Gläubigen dadurch desto mehr zur Verehrung der glorreichen heiligen Jungfrau zu entflammen und das Andenken zur schuldigen Dankagung für die damals empfangene Hilfe von oben nie erlöschen zu lassen.“

Damit hat die Kirche öffentlich erklärt, daß sie die Rettung der Christenheit Maria, der Mutter Gottes zuschreibe. Maria hat also ihre Pflicht, als Königin eine Verteidigerin des Glaubens und der Kirche zu sein, tren erfüllt.



Der hl. Spacinth,

Missionar in Polen — 16. August.

Seine Heimat stand in Schlesien. Zum Priester geweiht, wirkte er zunächst an der Domkirche in Krakau. Sein Onkel, der Erzbischof von Krakau war, suchte Ordenspriester, die in der Bapstierung des Volkes ausschließen sollten. Da der Dominikanerorden, an den er sich wandte, keine polnisch sprechenden Priester hatte, entschloß sich Spacinth, zugleich Dominikaner zu werden. Mit seinem Bruder Ceslaus und zwei anderen deutschen Gelehrten trat er in den Orden und machte in Rom sein Noviziat. Der hl. Dominikus selber schickte sie dann hinaus, um in der Heimat und bei den benachbarten heidnischen Völkern Missionsarbeit zu tun. In Krakau wurden sie vom Volke mit großer Beugung empfangen. Spacinth rechtfertigte aber auch das Vertrauen der Leute. Er versagte sich jede Bequemlichkeit, im Verkehr mit dem Volke ließ er kein Mittel unversucht, um die Seelen mit Gott auszusöhnen und auf den rechten Weg zu bringen. Maria, die Himmelskönigin, zu der er stets eine zärtliche Andacht hegte, beglückte ihn mit gnadenvollen Erscheinungen. Von ihr erhielt er die Zusicherung, alles zu erhalten, um was er in ihrem Namen Jesum bitte. Im Vertrauen auf diese Zusicherung wirkte er von da an viele Wunder.

Sein Eifer, für Christus Seelen zu gewinnen, bewog ihn zu weiten Missionsreisen nach Preußen, Pommern, Schweden und Norwegen, dann an die Ufer des schwarzen und kaspischen Meeres. In Kiew in der Ukraine arbeitete er fünf Jahre unermüdet. Und noch in vorgerücktem Alter machte er sich auf den Weg nach Sien und drang bis nach China vor. Vierzehn Jahre dauerte diese Reise. Gott der Herr allein weiß, was er auf dieser Fahrt ausgestanden und gewirkt hat. Ganz erschöpft kehrte er, 72jährig, nach Krakau zurück. Kurz darauf legte er sein Haupt nieder zur ewigen Ruhe, im Jahre 1257.

„Für Christum arbeite ich, indem ich kämpfe in seiner Kraft, die in mir mächtig wirkt.“ (Col. 1, 29). Laßt uns unermüdet sein, Seelen für Gottes Reich zu gewinnen. Was verflügt es, wenn ich dabei meine Ruhe, Bequemlichkeit, ja meine Gesundheit opfere. Gott der Herr macht uns überreich bezahlt.

Das päpstliche Motu proprio

Zur Feier des 50. Jahrestages der Proklamierung des heiligen Patriarchen Joseph zum Schutzherrn der ganzen Kirche hat der hl. Vater folgendes motu proprio erlassen:

Es war zum Frommen und zum Heile des christlichen Volkes, daß unser unvergesslicher Vorgänger Pius IX. in einem feierlichen Dekret dem reinen Bräutigam der Jungfrau Maria und dem Beschützer des fleischgewordenen Wortes, dem hl. Joseph, den Titel des allgemeinen Schutzherrn der Kirche verliehen hat, und da wir kommenden Dezember den 50. Jahrestag dieses glücklichen Ereignisses feiern, so finden Wir es überaus nützlich und angebracht, daß die Wiederkehr dieses Tages vom ganzen katholischen Erdkreis würdig gefeiert werde.

An maria

Laß mich dir zu süßen knien,
holde Jungfrau, keusch und rein.
Dir mein herz in liebe weihen,
hohe herrin, dir allein!

Irte lang' und suchte frieden
In der Welt und ihrer lust,
Doch die Erde kann nicht geben
Wahren frieden meiner Brust.

Nur in deinem dienst, Maria,
find' ich frieden, find' ich glück;
Nimm mich an als deinen diener,
Schau mich an mit mildem blick!

Alle morgen, wenn die sonne
Grüßt die Welt mit neuem schein,
Will' ich demut fromm ich sprechen:
Bin dein diener, herrin mein!

Wenn die sonne sinkt am abend,
Will ich wieder mich dir nahn,
Jung' stehend: hohe herrin,
Wollst in liebe mich umfahn.

So will ich durchs leben wallen,
Und naht dann die letzte stund',
Will in letzter not ich stehen
Noch mit todesblassem mund:

Nimm mich auf, o milde herrin,
In deinreich zu deinem sohn,
Laß mich dankbar ewig preisen
Deine huld an gottes thron.

Wenn Wir auf die letzten 50 Jahre einen Blick werfen, so tritt Uns ein wunderbares Ausblähen frommer Einrichtungen entgegen, welche bezeugen, wie der Kult des hl. Patriarchen sich allmählich unter den Gläubigen entfaltet hat. Und wenn Wir die gegenwärtige Not betrachten, unter der das Menschengeschlecht niederbeugt ist, so erscheint Uns die Gelegenheit noch viel gebieterischer, einen solchen Kult zu fördern und ihn unter dem christlichen Volke noch weiter zu verbreiten. Wir haben ja schon im Anschluß an den furchtbaren Krieg in unserer Enzyklika über „die Wiederveröhnung durch einen christlichen Frieden“ darauf hingewiesen, was der Menschheit fehlt, um überall Ruhe und Ordnung aufzurichten, namentlich im Hinblick auf die Beziehungen, welche eintreten müssen zwischen Volk und Volk und zwischen Mensch und Mensch auf dem

Gebiete des bürgerlichen Lebens. Jetzt müssen wir eine andere Ursache der Verwirrung ins Auge fassen, die weit tiefer liegt und die als solche im inneren Herzen der menschlichen Gesellschaft zu suchen ist. Denn damals war das Menschengeschlecht von der Geißel des Krieges heimgeucht und die Menschheit schon tief von dem Naturalismus angegriffen, d. i. von jener großen Seuche dieser Zeit, welche, wo sie sich nur ausbreitet, die Sehnsucht nach den himmlischen Gütern abschwächt, die Flamme der göttlichen Liebe auslöscht und den Menschen der heilenden und aufhellenden Gnade Christi entzieht, bis sie ihm ganz das Licht des Glaubens geraubt hat und ihm nur noch die verdorbenen Naturtriebe gelassen hat und ihn zum Spielball der krankhaftesten Leidenschaften macht. So kam es, daß so viele sich nur auf den Erwerb irdischer Güter stützten; und, wo schon der Kampf zwischen Proletariern und Arbeitgebern sich zugespitzt hatte, nahm der Klassenhass noch überhand mit der Dauer und den Schrecken des Krieges. Dieser nämlich verursachte auf der einen Seite für die breiten Schichten des Volkes eine unerträgliche wirtschaftliche Lage, auf der anderen Seite häufte er in die Hand einzelner weniger ganz sabelhafte Reichtümer.

Dazu kommt noch, daß viele wegen die Heiligkeit der ehelichen Treue und die Achtung vor der väterlichen Autorität während des Krieges nicht wenig verstoßen haben, sei es, weil die räumliche Trennung der Ehegatten in dem einen das Band der Pflicht gelodert hat, sei es, weil das Fehlen eines wachsamem Auges Anlaß gegeben hat zur Unbesonnenheit, nämlich bei den Frauen besonders, sich nach Guldanken gehen zu lassen und ein allzu freies Leben zu führen. Dabei müssen Wir mit aufrichtigem Schmerz feststellen, daß gegenwärtig die öffentlichen Sitten viel mehr verwildert und verdorben sind als zuvor und daher die sogenannte soziale Frage sich in einem Grade zugespitzt hat, der mit der Drohung eines nicht wiedergutzumachenden Zusammenbruches nicht zurückhält. In den Köpfen und in den Herzen aller revolutionären Klassen spukt der Gedanke an das Nacheinander einer gewissen Weltrepublik, welche auf den Fundamenten absoluter Gleichheit der Menschen und der Gemeinschaft der Güter beruhen und in der es keinen Unterschied der Nationalität mehr geben soll noch auch weiterhin die Autorität des Vaters über die Kinder, noch auch eines Staates über die Bürger, noch auch eines Gottes über die Menschheit, die in dieser bürgerlichen Gemeinschaft verbunden ist, mehr anerkannt werden wird. Lauter Dinge, die bei ihrer Verwirklichung zu schrecklichen sozialen Zuständen führen müßten, wie man es schon bei jener sozialen Zudung wahrnehmen kann, die gegenwärtig einen nicht kleinen Teil Europas heimzucht. Und man möchte auch gar zu gern bei den übrigen Völkern eine ähnliche Situation herbeiführen, wie Wir sie dort sehen, wo die Völker von der blinden Wut einiger weniger (Terroristen) erregt werden, und da und dort möchte man unausgesehene schwere Erschütterungen hervorrufen.

Wir indessen haben, mehr als alle anderen bekümmert um diese Wendung der Dinge, keine Gelegenheit, die sich uns bot, vorübergehen lassen, um den Kindern der Kirche ihre Pflicht einzuschärfen, wie Wir es schon neulich in den beiden Briefen an den Bischof von Bergamo und an die Bischöfe des Veneto getan haben. Und wiederum aus dem gleichen Grunde, um diejenigen, die nur immer und überall auf unserer Seite stehen, und die sich durch ihre Arbeit ihr Brot verdienen müssen, an ihre Pflicht zu erinnern, und um sie von der Auslieferung des Sozialismus, des bittersten Feindes der christlichen Grundsätze, heil und unversehrt zu bewahren, stellen wir ihnen jetzt mit großer Eindringlichkeit und in ganz besonderer Weise den hl. Joseph vor Augen, damit sie ihn als ihrem besonderen Führer folgen und ihn als himmlischen Schutzpatron ehren mögen.

Denn er hat ein Leben geführt, das ähnlicher Beschaffenheit war wie das ihre. Wollte doch der gebenedeite Jesus, sobald der Eingeborene des ewigen Vaters, zur selben Zeit der Sohn des Zimmermannes genannt werden. Und mit weis herlichen und mit wie viel leuchtenden Tugenden wollte Joseph diesen seinen niedrigen und verachteten Stand aieren? Mit eben jenen Tugenden, in denen der Gemahl der unbefleckten Maria und der geliebte Vater Jesu Christi erstrahlen mußte. Daher mögen alle in der Schule des hl. Joseph lernen, die gegenwärtigen Dinge, die vergänglich sind, im Lichte der zukünftigen Dinge, die von ewiger Dauer

Sad...
Der...
in dem...
geben...
ist mit...
Maria...
wird...
mit dem...
den...
predigt...
Gottes...

nach...
nach...
stern...
horben...
die...
Die...
Begen...
nicht...
bemerke...
besser...
Behörden...
der...
licher...

mit...
eing...
Ge...
Bischof...
tag...
spenden...
weilen...
28. Aug...
berg...
werden...

Wade...
zu...
zu...
auch...
Ovation...
gehört...
Ih...
großen...
Ver...
kell...
St...
Aufschlag...

Freitag...
beant...
Bleib...
des...
Ansch...
lich...
fandene...
de...
Eiebel...
mal...
Jung...
den...
o...
L...
weinen...
Rein...
ein...
E...
Kinder...
auf...
zu...
zu...

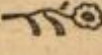
sind, zu betrachten; und indem sie über die unvermeidlichen Schwierigkeiten des irdischen Daseins mit der Hoffnung auf die ewigen Güter sich hinwegtrösten, so mögen sie nach den ewigen mit allen Kräften streben und sich dem göttlichen Willen unterwerfen in einer nüchternen Lebensführung nach den Geboten der Brümmigkeit und Gerechtigkeit. Was besonders die Arbeiter betrifft, so möchten wir hier auf die Worte zurückkommen, die unter analogen Verhältnissen Unser Vorgänger seligen Andenkens, Leo XIII., ausgesprochen hat. Denn sie sind so zutreffend, das U. E. sich keine geeigneteren Worte jetzt finden lassen: „In Anbetracht dieser Sachlage müssen die Armen und alle, die von der Frucht ihrer Arbeit leben müssen, von einem erhabeneren Bewußtse der Billigkeit (d. i. der sozialen Gerechtigkeit) befeelt sein; wenn ihnen nämlich die Gerechtigkeit auch erlaubt, sich aus ihrer Notlage herauszuarbeiten, um eine bessere Lebenslage zu schaffen, so ist es jedoch durch die Gerechtigkeit und durch die Vernunft selbst verboten, die Ordnung umzustößen, welche von der göttlichen Vorsehung selbst so eingerichtet worden ist. Ja, es ist sogar ein törichtes Rat, zur Gewalt zu schreiten und Verbesserungen auf dem Wege von Auflehnung und Aufruhr herbeizuführen; denn diese tragen höchstens und in den meisten Fällen nur dazu bei, noch die unangenehme Lage zu verschlimmern, die sie beseitigen wollten. Wenn indes die Armen vernünftig vorgehen wollen, so sollen sie nicht auf die törichte Vorspiegelungen von Volksaufwieglern achten, sondern mehr auf das Beispiel und den Schutz des hl. Joseph und auf die mütterliche Liebe der Kirche vertrauen, welche von Tag zu Tag sich immer mehr ihrer annimmt.“ (Epist. Enz. Quamquam pluribus.) Wenn so die Verehrung des hl. Joseph bei den Gläubigen zur Blüte kommt, so wird naturgemäß auch die Verehrung der hl. Familie von Nazareth bei ihnen zunehmen, deren erhabenes Haupt der hl. Joseph gewesen ist, da beide Andachten auseinander hervorgehen. Denn durch den hl. Joseph gehen wir direkt zu Maria und durch Maria zum Quell aller Heiligkeit, Jesus Christus, der den häuslichen Tugenden durch seinen Gehorsam gegen Joseph und Maria höhere Weihe verliehen hat. Nach diesen bewunderungswürdigen Vorbildern der Tugend möchten wir alle christlichen Familien orientiert und vollkommen erneuert wünschen. So wird die menschliche Gesellschaft, da ja die Familie die Stütze und Unterlage der menschlichen Gemeinschaft ist, durch den Schutz der heiligen Reinheit, der Treue und der Einigkeit wieder Kräftigung erfahren, und gleichzeitig wird neue Lebenskraft und, wenn wir so wollen, neues Blut den Adern der menschlichen Gesellschaft angeführt werden. Und auf diese Weise wird sie durch die erlösende Macht Jesus Christus wieder zu neuem Leben gelangen. Es wird ein erfreuliches Aufstehen nicht bloß der Stillschkeit im privaten Leben, sondern auch der öffentlichen und bürgerlichen Institutionen erfolgen.

Wir vertrauen indessen voll und ganz auf den Schutz desjenigen, dessen weiser Fürsorge Gott die Gut seines fleischgewordenen Eingeborenen und der seligsten Jungfrau Maria anvertrauen wollte, und wir richten an alle Bischöfe des katholischen Erdkreises die lebhafteste Aufforderung, sie mögen in diesen für die Kirche so stürmischen Zeiten die Gläubigen anleiten, mit größerer Innigkeit den mächtigen Schutz des hl. Joseph anzulieben. Und da es verschiedene Arten und Weisen der Verehrung des hl. Patriarchen gibt, die auch von diesem hl. apostolischen Stuhle gut gehehen sind, besonders die Gewohnheit, alle Mittwoch des Jahres den hl. Joseph zu verehren und ihm einen ganzen Monat zu weihen, so wünschen wir, daß nach Gutdünken eines jeden Bischofs alle diese Andachten, soweit es nur möglich ist, in jeder Diözese geübt werden mögen. Aber, da Joseph verdientermaßen besonders als der wirksamste Bestand der Sterbenden gilt — ist er doch in Gegenwart Jesu und Marias verschieden — so mögen es sich fromme Seelenhirten angelegen sein lassen, jene frommen Bruderschaften, die da eingerichtet sind, zum Zwecke der Erlesung des Bestandes des hl. Joseph für die Stunde des Todes, wie jene „Bruderschaft zum guten Tode“ und „die Bruderschaft vom Beimgang des hl. Joseph für die jeden Tag Sterbenden“ wärmstens mit dem ganzen Nachdruck ihrer Autorität zu empfehlen. Um obiges päpstliches Dekret in Erinnerung zu bringen, so befehlen wir und verordnen wir, daß innerhalb eines Jahres vom Datum des 8. Dezember d. J. in der ganzen katholischen Welt zu Ehren des hl. Josephs, des Schutzpatrons

der ganzen Kirche, eine feierliche gottesdienstliche Handlung vorzunehmen ist, wie und wann es jeder Bischof für gut befindet; und für alle diejenigen, welche daran teilnehmen, gewähren wir von jetzt ab unter den bekannten Bedingungen einen vollkommenen Ablass.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 25. Juli am Feste des hl. Apostels Jakobus im sechsten Jahre Unseres Pontifikates.

Benedictus P. P. XV.



Die „Kräuterweihe“ am Feste Mariä Himmelfahrt

Von Karl Müller.

„Erquidet mich mit Blumen!“
(Sohetied 2, 5.)

Es ist eine schöne Sitte, daß auch die Blumen, diese lieblichen Kinder der Flora, in der Kirche Gastrecht besitzen und die kirchlichen Feste durch Duft und Farbe verschönern helfen. Am Altar haben sie die Ehre in unmittelbarer Nähe des eucharistischen Gottes zu blühen, ein Glück, um das wir sie beneiden möchten.

Während nun bei den Festen im Frühling und Vorsonmer die vornehmen Blumenkinder des Gartens, die glühende Rose, die busstende Nelke, die keusche Lilie u. a. den Vorzug im Kirchenheiligtum haben, erscheinen am Feste Mariä Himmelfahrt, diesem lieblichsten der Marienfeste, die Vertreter der Wiese und der Heide, einfache Naturkinder, um die Himmelskönigin auch zu grüßen und zugleich den Segen der Kirche zu erhalten, ein Vorzug, dessen sich ihre vornehmen Schwestern in Blumenreiche nicht erfreuen. Zu sinnigen Sträußen gewunden, von Kinderhänden getragen, bilden sie gleichsam eine Blumenversammlung, um denn beim Auseinandergehen den Segen der Kirche hinauszutragen in die Wohnstätten der Menschen und ihn dort für die Dauer eines weiteren Jahres weilen zu lassen.

Wie steht nun diese „Kräuterweihe“ oder auch „Wurzweihe“ genannt in Beziehung zum Festgegenstand des Tages? Sie weist hin auf Maria und preist sie in sinniger Weise als „die Blume des Feldes und die Lilie der Täler“, als die „geliebte Rose“, die ein „Blümlein“ brachte, das die ganze Welt erfreute. In der Epistel des Festes heißt es: „Ich wuchs wie eine Zeder auf dem Libanon und wie eine Zypresse auf dem Berge Sion; ich wuchs wie eine Palme zu Kades und wie eine Rosenstaube zu Jericho; ich wuchs wie ein schöner Delbaum auf dem Felde und so wie ein Horn am Wasser auf den Bläsen. Wie Zimmet und wärziger Balsam gab ich Duft. Wie erlesene Myrrhe gab ich lieblichen Wohlgeruch.“ Welch schöne Vergleiche der heute hoch erhobenen Gottesmutter mit den idealsten Naturgewächsen! Auch wird Maria häufig in der Sprache der Kirche mit einem Rosengarten verglichen, in dem die schönsten Blüten prangen und duften, hinweisend auf den hohen Tugendstand der allerheiligsten Jungfrau. So heißt es im ersten Responsorium der Festmesse: „Wie blühende Rosen in den Tagen des Frühlings, wie Lilien an den Wasserbächen stand sie da.“

Man kann die Kräuterweihe auch mit einer sinnigen Legende über die Grabesruhe der Gottesmutter in Zusammenhang bringen. Als ihre Lebensjonne sich dem Untergange neigte, kamen auf besondere Anordnung Gottes die in der ganzen Welt zerstreuten Apostel in Jerusalem zusammen, um bei dem Hinscheiden Mariens gegenwärtig zu sein und ihren letzten Segen zu empfangen. Nur einer fehlte, nämlich Thomas. Die Apostel begraben den hl. Leib in einem Fessengrabe zu Gethsemane unter dem Gesange der Engel. Nach drei Tagen kam der hl. Thomas und wünschte den Beichnam der Mutter seines Herrn noch einmal zu sehen. Man öffnete das Grab, doch siehe — es fanden sich neben den Beichentüchern nur noch Blumen vor, die einen überirdischen Wohlgeruch von sich gaben.

Nun wollen wir nach dieser religiösen Deutung den „Wurzbusch“ oder „Weißwisch“, wie er im nördlichen Taunus genannt wird, einmal einer botanischen Bestimmung hinsichtlich seiner Blumen- und Pflanzenvertreter, aus denen er gewunden wird, unterziehen. Diese wechseln mehr oder weniger nach den einzelnen Gegenden, doch ist ihm im großen und ganzen ein esserner Bestand eigen. Es sind dieses die Pflanzen, die zumeist zu der sogen. „Hausapotheke“ gehören. Sie haben aus dem Grund die Ehre in den Weißbusch gesammelt zu werden, weil derselbe im Laufe des Jahres auch zu gesundheitlichen Zwecken Verwendung findet.

Um nun unser botanisches Wissen zu erweitern, wollen wir einmal die liebe Jugend bei ihrem Streifzuge durch Feld, Flur und Wiese nach einem schönen Weißbusch in den Tagen vor dem Feste Mariä Himmelfahrt begleiten. Ja, Kinder und Blumen, Blumen und Kinder, sie haben so viel Gemeinsames, was das Alter sympathisch berührt. Die Blumen, die verkörperte Jugend, die Jugend, die verkörperte Blumen, die Hoffnung der Menschheit, auf deren Stirne das Morgenrot einer besseren Zukunft glänzt. Ja, mit Recht bezeichnen unsere Dichter die Blumen, Sterne und Kinderaugen, die noch leuchten froh und rein, als eine Erinnerung an das leider verlorengegangene Paradies.

Die Kinder wissen bei dem Sammeln der betreffenden „Wurzpflanzen“ wohl Bescheid. Auf traditionellem Wege geht die Kenntnis im Dorfe von einem Geschlechte auf das andere über, pflanzt sich wie eine schöne Sage auch ohne das Dazwischentreten eines besonderen Unterrichtes fort.

Zunächst wandern wir auf die taunische Waldwiese. Hier am Ufer des murmelnden Bächleins steht eine ganze Anzahl Pflanzen, die in den Wurzbusch gehören. Da blüht zunächst das „Tausendglöckchen“ (Erythraea Centaureum) mit der rosa gefärbten Blumenkrone, von dem wir einige Exemplare für unseren Zweck pflücken. Wir nehmen dazu die großblumige Schafgarbe (Millefolium) mit den zierlichen Doldenrispen, ferner einige Blütenkerzen des gelben Odermennigs (Thymon: euvatoria), den wir abseits am Wiesentweg erblühen.

Nun wandern wir aufwärts an den trockenen Wiesenhang. Da leuchtet in gelben Büschen der Rainfarn, auch „Wurmkraut“ genannt (Chrysanthemum Tanacetum), von dem die Kinder mit Freuden eine ganze Anzahl der trockenen Stengel brechen. Zugleich entdecken sie in der Nähe das Jakobs Kreuzkraut (Senecio Jacobaea) und pflücken es auch zum Strauße. Dabei vergessen sie nicht auch den Biesen- oder Wutkops (Sanguisorba officinalis) nicht, der über die ganze Waldwiese zerstreut ist und früher als blutstillendes Mittel gebraucht wurde.

Damit haben wir schon ein ganzes Bündel Kräuter für den „Frauentag“ gesammelt, aber es fehlen noch verschiedene wichtige Vertreter im Wurzbusch. Ehe die Kinder von der Wiese scheiden, suchen sie noch einen starken Waldriestengel (Valeriana officinalis) der mitten in den Strauß hineingesteckt wird und gleichsam wie ein Kreuzesbalken über denselben hinausragt.

Jetzt geht es weiter an den Waldrand, wo so manche Blumen blühen und die Vögel in dem Geäst zwitschern. Da finden die Kinder das Johanniskraut, auch Dorthen oder Jesublut (Hypericum perforatum) genannt. Nach davon pflücken sie einen Teil und nehmen dazu das Weidenröschen (Epilobium angustifolium) diese Fierde der Nadelwälder und ihrer sonnigen Abhänge. Desgleichen vergessen sie auch die stachelspitzige Weberlanke (Dipsacus Fullonum) nicht.

Schwer beladen mit Blumen und Kräutern treten die Kinder den Heimweg an. Wer noch sind die Früchte des Feldes, die uns das tägliche Brot liefern, nicht im Weißbusch vertreten. Deshalb werden ihm noch einige goldene Aehren vom Weizen, Korn und der Gerste, desgleichen eine Probe der Doldenrispen des Majers

beigelegt. Auch das Wässchen der Frauen, das Blaublümlein des Glases will bei der Reiterweibe am Feste Maria Himmelfahrt nicht fehlen.

Mit geröteten Wangen und froh strahlenden Augen kommen die Kinder mit ihren Pflanzentöpfen zu Hause an. Die Mutter lobt sie wegen ihres Fleißes und blickt ihnen dann den Strauß wunderbar das frohe Fest. Dabei gedenkt sie mit Wehmut ihrer goldenen Jugend, wo sie auch sorglos als Kind durch die Sommerkur

stretzte wie heute ihre hoffnungsvollen Sprosslinge.

Am Festtage selbst trägt dann jedes Kind seinen Strauß Holz hin zum Heiligtum der Kirche, wo sie den Marienaltar umringen und Blumen und Kinder den Segen empfangen. Damit bereitet die Jugend zugleich ihrer geistigen Mutter einen Triumph, die heute über dieses Tränental so hoch erhoben wurde und nun in den Höhen des Himmels thronet als Königin der Engel und Heiligen.

Welt die Herzen umwandeln und Leib und Seele vergiften.

Sie sahen plaudernd in dem großen, säulengetragenen Brunnen, dessen hohe, glänzende Decke mit den Hunderten von Blämmen wie ein Firmament von Sternen glimmerte.

Suse war fröhlich wie ein Kind, schlürfte süßen Tee, knabberte Kuchen, lachte und scherzte. Später gab es noch ein Glas Sekt und sie stießen auf eine schöne, glänzende Zukunft an.

Ein Auto brachte sie vor Suses Haustüre und er gab ihr einen Kuss. „Also, Schatz, leb wohl und laß es dir gut gehen! ... Bald bin ich wieder bei dir!“

Sie hing an seinem Hals. „Komm zu Ostern wieder, Max!“ bat sie. „Ich bin so einsam, so verlassen.“

„In Gedanken bin ich immer bei dir, mein Heimatlieb! Leb wohl!“

Ein letzter Händedruck — dann war er weg. Suse begab sich in ihr kaltes Zimmer, kroch zitternd ins Bett und weinte zum Verzweifeln.

Max Rainer aber zog es zu Holde. — — 10.

Ein leises, säßes Klängen ging durch die Welt ... Bächlein rauschten, Lerchen trilleren, und die Birken standen, von duftigem Rauch umflossen, im Brautgewand. Ueber die braune Heide stieg der Frühling ins Tal und streute seine Blüten aus.

Auch um die Mühle blühte es, aber drinnen im Hause ging die Sorge um ... Die harte Wirklichkeit griff mit rauher Faust in die Poesie des Lenzes hinein und brach die Blüten ab ...

Die Kassen waren leer. Das Bargeld war durch die Reparaturen aufgezehrt worden. Zur Beschaffung des Saatgutes, der Ackergeräte und der Anlage eines großen Gemüsegartens hatte der reiche Dorfwirt ein paar tausend Mark vorgestreckt, aber nun verlangte sie der hartvergezte Mann zurück und drohte mit Pfändung. ... Dann war auch das letzte Stückchen Erde, das sie aus dem Zusammenbruch gerettet hatten, verloren.

Trude schnürte es das Herz zusammen bei diesem Gedanken. Wochenlang trug sie die schwere Bürde, dann gönnte sie sich endlich einen Tag Ruhe und suchte Befreiung, Trost und Hilfe ...

Eines Sonntag-Nachmittags wanderte sie durch den Wiesengrund hinaus zur weiten Heide. Das war ein frohes Schreiten in der Sonne. Da fielen die Sorgen ab, das Herz schlug froher und freier atmete die junge Brust. Es war, als hätte der liebe Gott der Sonne, der Luft und der ganzen Natur für den Sonntag eine besondere Kraft verliehen, zu erwärmen, zu heilen, die Menschen zu erquickeln, zu stärken und aufzurichten. Als habe er für diesen Tag in die Brust ein freudigeres Drängen zum Licht und zur Freude, zur Wahrheit, Schönheit und zum Frieden gelegt, eine heiße Sehnsucht nach dem Sonntag im Herzen, dem hohen Feiertag der Seele, an dem die Stürme schweigen und die Freude ihre hellen Herzen anzündet.

Und Trude fühlte es in tiefster Seele; ja, solch ein Sonntag war ein reiner Festtag mit dem Mannaregen der Freude für das von Arbeit und Sorgen bedrückte Herz, ein Bad der Wieberg Geburt in Gottes freier Natur, eine fröhliche Auferstehungsfeier ...

Trude konnte sich kaum sattsehen, soviel Schönheit blühte ringsum. Jedes sprossende Gras, jeder blühende Dalm, jedes knospende Blatt und jede duftende Blüte erschien ihr wie ein holdes Wunder.

Ueber Wiesengrund und Heide strahlte die Sonne, Silberschärfchen wideten auf der großen, blauen Himmelsweite und ein wunderbarer Glanz stand über der Welt. Soweit das Auge reichte, lag vor ihr die Heide — eine endlos flimmernde Ebene, auf der es sprockte und grünte. Mitten durch zog ein klarer Bach, an dem eine Menge Blumen blühten, die wie große goldene Kugeln an den saftgrünen Stengeln schwannten. Wäden und Zinnen summen ums Heidekraut und alles atmete Freude und neues Leben. (Fortf. folgt.)

Heimatzauber

11)

Originalroman von Felix Rabor.

„Welch ein Glück, Fräulein v. Port, Sie in München zu treffen!“ entgegnete der Angeredete und drückte ihre Hand. „Ne kleine Exkursion, was?“

„Nein, ich singe heute Abend die Frolde im Hoftheater, Herr Rainer.“

„Schade, daß ich Sie nicht bewundern kann. Die Frolde ist entschieden Ihre beste Rolle. Aber ich muß nach Wien.“

„So bringend?“ Ihre Augen leuchteten, ihre Lippen lächelten. „Schade!“

„Nun,“ lenkte er sogleich ein, „schließlich könnte ich auch morgen früh fahren — die Wiener sollen warten. Ihnen zuliebe mache ich mit Vergnügen mal eine Ausnahme.“

„Es wäre reizend, lieber Rainer! ... Sie hätten es auch nicht zu bereuen. Nach der Vorstellung kommt die ganze Klasse ins Odeon-Kasino. Brillant, sag' ich Ihnen. Sie können sich beim Intendanten gleich eine Stein ins Brett lassen ... Kostapellmeister in München — das war so was für Sie ...“

„Donnerwetter — ja! ... Und Sie als Primadonna, was?“ „Ich habe alle Aussicht“

„Herrlich, herrlich! Also ich gehe in die Hofoper und komme nachher ins Kasino.“

„Wegemacht! ... Begleiten Sie mich ein Stückchen?“

„Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein! ... Ich bin nämlich an diese Säulen gefesselt wie Prometheus an seinen berühmten Felsen.“

Sie drohte ihm lachend mit dem Finger: „Minnebiens?“

„Ach nein,“ gab er leiblich zurück. „Eine kleine Landsmännin desillerte da drinnen, und da muß ich ihr ein bißchen Mut machen, wenn sie ihr die Federn rümpfen.“

Fräulein von Port räusperte die Nase: „Schauspielerin?“ „Die ganze Verachtung der Diva über Komödiantenvolk klang aus diesem Worte. „Hat sie denn Talent?“

Rainer zuckte die Achseln. „Gott, so für'n Hausgebrauch.“ Die beiden lachten.

„Wie heißt denn das Schäschen?“

„Auf dem Theaterzettel steht Lola Meratta — in Wirklichkeit heißt sie — — Suse.“

„Na, aber solch ein Hänschen,“ lachte die Sängerin.

„Das meint, der schöne Name mach' es. Kemer Tropf!“

„Aber nun muß ich gehen ... also auf Wiedersehen!“

„Auf frohes Wiedersehen! ...“ Er blickte ihr nach, wie sie stolzen Ganges dahinschritt; die Feder auf ihrem Dute wippte bei jedem Schritte, sah ihn zu grüßen, ihm zu winken. Rainer steckte sich eine frische Zigarette an und sah sich ungeduldig um ... Da kam Suse endlich — — blaß, niedergeschlagen und mit Tränen in den Augen.

„Nun?“ fragte Rainer nach flüchtiger Begrüßung.

Und sie weinerlich: „Es war ein Fiasko, Max ... Es fehlte nicht viel und sie hätten mich ausgepiffen.“

„Ja — warum gehst du zum Theater, wenn du nicht den nötigen Grippe hast?“

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an. „Das sagst du? ... Wer hat mich denn auf diese Bahn gesetzt, wenn nicht du?“

„Ich führte dich ins Leben hinein, Suse,“

und zeigte dir den Weg zu Glanz und Ruhm. Aber freilich, wenn du kein Talent hast —“

„Ich habe auch kein Geld mehr, um meine Studien fortzusetzen. Nur darum habe ich so rasch debütiert. Ich bin ja noch gar nicht klug.“

„Du mußt es eben nochmals probieren. So leicht ist der Weg zum Ruhme nicht — nur Beharrung führt zum Ziel.“

„Wenn ich aber doch kein Geld habe ...“

„Ach so! ... Schickt dir denn die alte Marschallin nichts mehr?“

„Nein. Sie läßt nichts mehr von sich hören. Der Geiz hat sie wieder gevadelt und nun stecke ich im Sumpf — Ach Gott, was lang ich nur an?“

„Weiterkämpfen, Suse! ... Du bist doch kein Kind mehr, hast ein hohes, schönes Ziel. Schaffe, strebe!“

Suse schluckte an ihren Tränen und tröstete dann pöhllich auf. „Ja, guten Rat geben, das ist leicht! ...“ rief sie. „Das kostet nichts, aber ich kann doch nicht von Lust und Liebe leben! Hungere du mal zwei Monate!“

Unter einem dunklen Torbogen gab er ihr eine Banknote. „Da — nimm das fürs erste. Es ist ein Notpfennig. Später schicke ich dir mehr —“

Sattig griff sie darnach. „Voy dir, nehme ich's, Max. Verne nehme ich's. Aber warum denn Geld schicken? Nimm mich doch lieber zu dir nach Berlin.“

„Unmöglich, Suse,“ sagte er herrisch und heftig. „In Berlin ist's säubhaft teuer. Hier bist du viel besser aufgehoben. Da findet dich keiner. Es gibt zuviel Künstlervolk ... da dürfen die Deinen in Ewigkeit suchen.“

„Ach Gott, die Meinen! ... Wenn ich an Sie denke, muß ich weinen. Die denken wohl, ich sei beim Theater schlecht geworden. Aber ich überbe eher, als daß ich meine Ehre verliere. Das ist noch das einzige Band, das mich an die Heimat knüpft. Das hält mir die Türen offen.“

„Wilst du denn nach Hause?“ forschte er fast erschrocken.

„Nein, o nein, Max. Ich kann mich dort nicht mehr sehen lassen, müßte mich zu Tode schämen. Denn wer vom Theater kommt, der gilt dort als Barja und ist ausgestoßen, geächtet. Ach Gott — und ich hab' so schrecklich Heimweh! ... Sei wenigstens du gut zu mir, Max ... Verlaß mich nicht, sonst gehe ich unter.“

„Quatsch, keinen Ansturm,“ ärgerte er sich. „Hätte ich denn hier Station gemacht, wenn ich mich nicht um dich gesorgt hätte? ... Sei vernünftig, ich bin ja bei dir. Bin dir gut, Suse. Wir sind doch Landsleute, Jugendfreunde, Heimatgenossen.“

„Brautleute sind wir,“ lächelte sie und nahm seinen Arm.

„Na, ja — auch das. Aber dann laß endlich das Weinen, ich kann heulende Weiber nicht ausstehen. Laß' mal ordentlich und trage den Kopf hoch — — so! Und nun gehen wir ins Cafe Luitpold und du sollst was feines haben. Da bleiben wir, bis der Abendschnellzug nach Wien geht. Dann setztst du dich in dein warmes Nest und denkst an mich.“

Sie hängte sich fester in seinen Arm und blickte zu ihm empor wie zu ihrem Retter. Denn sie glaubte an ihn, vertraute ihm. ... Wußte noch nicht, daß das Leben und die große